

HEYNE <

C. R. Neilson

Das Walmesser

Aus dem schottischen Englisch
von Ulrich Thiele

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

First published in the English language in the UK by Simon & Schuster

Der Verlag weist ausdrücklich daraufhin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC © N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2017

Copyright © 2014 by C. R. Neilson

Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Redaktion: Moritz Kienast

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München

Umschlagabbildung: © Johannes Wiebel unter Verwendung

von Motiven von © schutterstock.com (donatas 1205,

Andrey Yurlov, cdrin)

Karte: © Data CC BY-SA by OpenStreetMap

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-453-41967-4

www.heyne.de

Für Alexandra Sokoloff

*Nogle stukke med lange Spyd,
og andre med Knive skare;
hver Mand gjorde sin Dont med Fryd,
slet ingen ænsede Fare.*

Manche stachen mit langem Speer,
und andere schnitten mit Messern;
jedermann tat seine Arbeit mit Freud,
gar niemand sah die Gefahr.

»*Grindevisen*« (»Grindwalweise«; Ballade über den Walfang)

Kapitel | 1

Im Ringen ums Leben gelangt man an einen Punkt, an dem die Grenze zwischen den Widersachern bis zur Unkenntlichkeit verschwimmt. Bin ich es, der diesen Kampf angezettelt hat, ist er es? Liege ich auf ihm, oder werde ich bereits wieder nach unten gedrückt? Gewinne oder verliere ich? Habe ich schon gewonnen, schon verloren? Mein Blut oder sein Blut?

Ich sehe das Blut, schmecke es, rieche es. Ich spüre, wie meine Haut feucht wird von Blut, höre es in meinen Ohren rauschen. Blut steht einerseits für das Leben, andererseits für den Tod. Meine Sinne ersticken, ertrinken in Rottönen, und ich kann nur noch kämpfen.

Baldiger Mörder und baldiges Opfer wälzen sich ineinander verkeilt über den Grund. Leben kämpft gegen Tod kämpft gegen Leben.

Stirbt er nicht, kann ich nicht leben. Sterbe ich, hat er gewonnen.

Jetzt kriecht das Blut in meine Nasenlöcher, nicht nur der Geruch des Bluts, nein, das echte, klebrige Nass. Meine Knochen schmerzen, meine Lunge brennt. Das Leben, das Überleben steht auf dem Spiel.

Müdigkeit überkommt mich, eine Müdigkeit, die ich mir nicht leisten kann. Er prügelt auf mich ein, schickt Wellen von Schmerz durch meinen Körper. Schmerz hallt durch Handgelenke und Brustkorb und Knie. Dann drei brutale, rasch aufeinanderfolgende Schläge auf meine Fußknöchel, ein Orchester der Qual, und all meine Gelenke stimmen in den peinigen Choral ein.

Ich verliere. Ich bin verloren.

Als meine Augen aufklappten, erblickten sie die Welt durch einen blutunterlaufenen Schleier. Langsam fielen sie wieder zu, wollten nicht sehen, was auch immer das Zwielflicht zu bieten hatte. In meinem Hinterkopf, aber außer Reichweite, klimpern noch die letzten wohlvertrauten Akkorde eines Lieds.

Ich schob eine Hand unter meinen Körper und tastete blind nach Anhaltspunkten. Feucht. Glatt, feucht und kalt. Der Untergrund, auf dem ich lag, war hart, ebenmäßig und unnachgiebig wie Marmor – eine plausible Erklärung für den heftigen Schmerz in meinen Gliedern und das Pulsieren in meinem Rücken. Doch beides war nichts gegen die Qualen, die durch meinen Schädel dröhnten.

Vorsichtig bewegte ich erst ein Bein, dann das andere, um mich so aus der Embryonalstellung zu lösen, in der ich erstarrt war, unter lautstarkem Protest meiner Muskeln, die keinesfalls schon zum Dienst beordert werden wollten. Als ich behutsam das rechte Auge öffnete, sah ich, dass es nur einen Zentimeter über einem Kopfkissen aus dunkelgrauem Stein ruhte, meine Wange platt auf dessen regengesprenkelte Oberfläche gedrückt.

So kalt. Kaum wurde ich mir der nagenden Kälte bewusst, schlich sich ein Frösteln durch meinen Körper und gab keine Ruhe, bis mir die Zähne klapperten. Meine Knochen waren ebenso ausgekühlt, wie meine Glieder steif waren. Die kleinsten Bewegungen zogen sich schmerzhaft in die Länge. Ich flüchtete mich wieder in die Embryonalstellung, schmiegte mich an mich selbst und hoffte auf Wärme und Erlösung. Auf beides hoffte ich vergebens.

So lag ich dort auf meinem fremdartigen Steinbett, frierend und orientierungslos, und glitt allmählich wieder hinab in den Schlaf. Doch eine Stimme tief im Inneren sagte mir, dass ich mich bewegen musste.

Wie schwer mein Kopf war. Kaum hob ich ihn an, drehte sich

die Welt vor meinen Augen. Mein Gehirn wurde im Schädel hin und her geworfen wie ein Schiff, das sich bei Unwetter vom Ankerplatz losgerissen hat.

Irgendwann gelang es mir, mich auf die Ellenbogen zu stemmen und mich umzublicken, die Umgebung ein einziger Schemen. Es war beinahe vollständig dunkel, oder was hierzulande eben als Dunkelheit durchging. War es bald Nacht oder bald Morgen? Schwer zu sagen. Ein nutzloses Licht fiel als bernsteinfarbener Schimmer aus der Höhe. Langsam schälten sich Ladenfronten und andeutungsweise vertraute Fassaden aus der Dämmerung, und vor allem ihre Farben ergaben einen gewissen Sinn: Rot, gefolgt von Senfgelb. Weiß, gefolgt von Blassblau. Ich befand mich im Westhafen von Tórshavn, in der Undir Bryggjubakka.

Der Wind dieser Erkenntnis wehte die Aromen der See an mich heran, Salz und Algen und ein Anflug von Ölgeruch. Als ich mich langsam umdrehte, sah ich plätscherndes Schwarz hinter mir, darauf schaukelten weiße Boote, gleichgültig gegenüber meiner rätselhaften Notlage.

Mein Blick richtete sich nach unten, und allmählich dämmerte mir etwas: Bei meinem dunklen Steinbett handelte es sich um einen der vier riesigen Klötze, auf denen die Fischer täglich im Hafen ihren Fang ausbreiteten. Schieferbetten für Fische und Schalentiere. Nicht für Säufer.

Das Regendach über dem Steinblock hatte mich einigermaßen vor Nässe geschützt. Vielleicht hatte ich ihn deshalb für einen guten Schlafplatz gehalten, aber jetzt konnte ich nicht länger bleiben. Es war zu kalt, und bald könnten die ersten Fischer eintreffen. Ich musste weiter.

Ich schob mich nach vorn, einen schmerzhaften Zentimeter nach dem anderen, bis meine Schuhe über den Rand des Steinblocks baumelten, wuchtete mich auf die Beine – und bereute es augenblicklich. Mein Körper japste nach Sauerstoff, mein

Gleichgewicht war dahin. Halb setzte ich mich wieder, halb stürzte ich zurück auf den Stein. Ich fasste mir an den Kopf und massierte mir die Schläfen. Dann hievte ich mich wieder hoch, stolperte auf die leere Straße und schlingerte nach links, mehr wie ein Tier, das instinktiv wusste, in welcher Richtung sein Bau lag, als ein Mensch mit klarem Ziel, mit einem Sinn und Zweck vor Augen. Mit herabhängendem Kopf und ausgestreckten Armen kurvte ich die Tórsgøta entlang, den Blick abgewandt vom verächtlichen Starren der Domkirche, die hoch oben zu meiner Rechten thronte, und stieg hinauf in die Hügel.

Aus dem Nichts hatte der Wind aufgefrischt. Er kitzelte meine Ohren, pfiff mir kalt um die Schläfen und trug so seinen Teil dazu bei, dass ich nicht wieder in den Schlaf abdriftete. Der Gehsteig unter meinen Füßen war schwarz von Feuchtigkeit, der Anstieg wirkte noch steiler als gewohnt, ein mühseliger Weg. Stolpernd bog ich nach links ab, und nur Minuten später rauschte die nächste eisige Bö von der See herüber, ließ mich erzittern und zwang mich, die Balance ohne Hilfe meiner Hände zu halten, die sich auf der Suche nach Wärme in den Jackentaschen verkrochen.

»Scheiße!«

Ein scharfer Schmerz jagte durch meine rechte Hand. Als hätte ich einen Stromschlag abbekommen, riss ich beide Hände aus den Taschen. Im Licht einer Straßenlaterne entdeckte ich einen blutigen Schnitt in meiner rechten Handfläche.

Vorsichtig griff ich noch einmal in die Tasche und brachte ein kurzes Messer mit dickem Griff zum Vorschein. Selbst in meinem umnebelten Zustand erkannte ich, womit ich es zu tun hatte: Es war ein kleiner Dolch mit Holzgriff und kräftiger Klinge, wie jeder erwachsene Mann auf den Inseln einen besaß. Ein *Grindaknívur*. Das Messer, mit dem am Abendbrotstisch das Walfleisch zerteilt wurde.

Dieses Exemplar war zu einem anderen Zweck verwendet worden. An der Klinge haftete eine Blutschicht. Blut, das zu trocken war, um von der Wunde an meiner Hand zu stammen.

In willkürlicher Reihenfolge tastete ich meinen Körper ab: Hände, Arme, Kopf, Bauch. Ich zog mein Hemd nach oben und begutachtete die entblößte Haut. Kein Blut, keine Schnittwunden abgesehen von der, die ich mir soeben selbst zugefügt hatte. An der Klinge klebte das Blut eines anderen.

Ich starrte auf das Messer und wünschte, es würde einfach wieder verschwinden. Ich wünschte, ich könnte mich erinnern, woher ich es hatte. Wozu es gebraucht worden war.

Auf dem Dalavegur – der Straße, die ich gerade entlangging – fühlte ich mich plötzlich viel zu exponiert. Das blutbesudelte Messer in der Hand, stand ich auf dem Gehsteig und konnte nur erahnen, an wie vielen Gardinen bereits gezupft wurde, da meine Schritte durch die Nacht hallten.

Ich schob das Grindaknívur zurück in die Tasche, klappte meinen Kragen hoch und ging mit geneigtem Kopf weiter. Wie ein Geist, hoffte ich, der von niemandem gehört oder gesehen worden war.

Das kleine Messer lag tonnenschwer in meiner Tasche, die Last des Zweifels zerrte mich nach unten. So angestrengt ich auch nachdachte, ich konnte mich an kaum etwas erinnern. Einige Drinks im Café Natúr. Dann das Erwachen im Regen, auf dem Fischklotz. Dazwischen praktisch nichts als Schwärze.

Sie war auch dort gewesen, das wusste ich noch. Gelächter. Drinks. Vielleicht ein Streit. Gefolgt von Leere.

Über die Kreuzung ging ich, dann einen schmalen Pfad hinauf. Hier vergrößerten sich die Abstände zwischen den Häusern, zerteilten die bunt gestrichenen Holzfassaden traditioneller Eigenheime das satte Grün des Hangs in großzügigere Stücke. Der Wind schmiss sich gegen meinen wankenden Körper, wirbelte mich herum und zwang mich, auf Tórshavn hin-

abzublicken, dessen Straßen sich unter mir ausbreiteten. Sonderbare Umrisse schoben sich aus dem Nebel, Dächer aus Grassoden über allen Farben des Regenbogens, die Spitze der Domkirche, dazwischen grüne Schneisen, alles hingeworfen zum Meer. Immer zum Meer.

Ich weiß nicht, was mich dazu trieb, ob Instinkt oder Schuldgefühle, doch ich verließ den Pfad und sank ein paar Schritte abseits auf die Knie. Das Blut strömte in meinen schweren Kopf, ich dachte schon, ich würde mich jeden Moment übergeben oder in Ohnmacht fallen. Ich griff mir den scharfkantigsten Stein in Reichweite und begann, auf den Boden einzuhacken, die Erde herauszuwühlen, bis ich ein Loch gegraben hatte, das das kleine Messer fassen konnte.

Nachdem ich noch mein Hemd aus dem Hosenbund gezerrt und damit den Messergriff gereinigt hatte, warf ich das Grindaknívur in das frisch gebuddelte Loch. Erde zu Erde, Asche zu Asche. Mit den Schuhen schaufelte ich die Grube zu, bedeckte das Messer, stampfte den Boden fest. Ich suchte mir drei ähnlich große Steine, um die Stelle sowohl zu markieren als auch zu tarnen. Danach blickte ich mich ein letztes Mal um, ehe ich mich weiter den Fußweg hinaufkämpfte zu der Hütte, die ich mein Zuhause nannte.

Drei Stunden später, als ich mich mit Mühe und Not aus einem kurzen zweiten Nachtschlaf gerissen und zur Arbeit geschleppt hatte, hörte ich es. Alle redeten sie über dasselbe. Zweifellos sprachen die ganzen Inseln davon.

Von dem Erstochenen.

Von dem Mord.

Kapitel | 2

Drei Monate zuvor

Vom Juniwind wurde ich auf die Färöer-Inseln geblasen. Eine Sturmbö riss mich mit und schmiss mich auf den erstbesten Flecken Land, der sich irgendwo zwischen Himmel und Meer festklammern konnte. Exakt nördlich vom Ausgangspunkt meiner Reise. Sowohl null als auch dreihundertsechzig Grad nördlich von dem Ort, den ich hinter mir gelassen hatte.

Von Glasgow waren es siebenhundert Kilometer schnurstracks nach oben, von Norwegen sechshundertsiebzig Kilometer nach Westen, von Island sechshundertvierzig Kilometer nach Südosten. Mitten im Nirgendwo, hätte man mit Fug und Recht behaupten können, doch mir war egal, wo ich mich befand. Hauptsache nicht mehr dort, woher ich kam.

Als ich aus dem Haupteingang des winzigen Flughafens trat, blieb ich stehen und blickte mich um. Und sah nichts. Nicht nur, weil das Betonterminal in Nebel und Nieselregen gehüllt war. Es gab schlicht so gut wie nichts zu sehen.

Schließlich entdeckte ich den Bus, der mich auf einer etwa einstündigen Fahrt nach Tórshavn bringen sollte, doch davon abgesehen waren nur die geisterhaften Umrisse einer Handvoll in der Gegend verstreuter Autos auszumachen und dahinter vertikale Schemen, vielleicht Leitungsmasten.

Nachdem ich meine Taschen im Bauch des Busses verstaut hatte, suchte ich mir einen Fensterplatz, schmiegte mich an die Scheibe und starrte hinaus in die sommerliche Düsternis, bis der Motor grollend zum Leben erwachte.

Ein paar meiner Mitreisenden knüpften Gespräche an, und

ich lauschte ungewollt ihrem Geplauder. Ich horchte nicht auf ihre Worte, die ich sowieso nicht verstand, sondern auf deren Klang. Es war ein Tonfall wie ein Lied, ähnlich dem Gälischen, als würde man Fischern aus Galway an der irischen Westküste oder Pachtbauern aus Lewis zuhören. Ein Singsang und Rhythmus, die ein Lächeln durch den trüben Abend schickten.

Während meines Anschlussflugs von Kopenhagen auf die Färöer-Inseln, des zweiten Abschnitts meiner Reise von Glasgow in den Norden, hatte ich diesem Lied pausenlos und in großer Lautstärke lauschen können. Es war der letzte Flug des Tages gewesen, und ein Großteil meiner Mitreisenden hatte sich für das Bevorstehende gewappnet, indem sie einiges an Bier und Wein in sich hineingeschüttet hatten. Im Mittelgang des Flugzeugs schwappten derart viele vergnügte, rotwangige Färinger hin und her, dass man fast hätte meinen können, wir wären unterwegs zu einer Bauernversammlung. Und die Sauferei ging fröhlich weiter. Das Bordpersonal lief sich die Füße platt, um die Nachfrage nach Gratisalkoholika zu befriedigen, die die Fluglinie in weiser Voraussicht hektoliterweise gebunkert hatte.

Vielleicht lässt sich dadurch die überaus besonnene Reaktion der Leute erklären, als sich auf einmal das Wetter zu Wort meldete. Obwohl unser fragiles Stück flugfähigen Aluminiums auf der Reise durch den Sturm rasant nach links, rechts, oben und unten geschleudert wurde, verzogen die Einheimischen keine Miene. Es sei denn, der nächste Drink musste geordert werden.

Vor meinen Augen bebten unsere Tragflächen wie die Wimpern eines jungen Mädchens, teils nur wenige Meter oberhalb saftig grüner Berggipfel, die sich urplötzlich bedrohlich aus den Wolken lösten. In der Nähe der Färöer, als wir die Inseln auf der Suche nach einem geeigneten Ansatzpunkt für die Landung umkreisten, schienen die zerklüfteten Felsspitzen dann noch dichter an uns heranzurücken, in immer größerer Zahl

brachen sie aus der zerwühlten See hervor, die hier und dort durch Lücken im puddingdicken Nebel sichtbar wurde.

Vom schwankenden Flugzeug aus betrachtet, befand sich der Horizont in stetigem Wandel, neigte sich zu widernatürlichen Winkeln, die Meeresoberfläche kam uns gefährlich nahe. Brüllend warf sich der Wind gegen unsere Flanke, klatschte gegen uns wie ein feuchtes Handtuch auf nackte Beine, nur eine kleine Andeutung dessen, was er mit uns anstellen könnte, wenn er denn wollte. Die angenehmen Klatscher schleuderten uns zur Seite, die weniger angenehmen ließen uns erschreckend schnell absinken, während unsere Mägen irgendwo oberhalb zurückblieben.

Hoch aufgetürmte Brandungspfeiler, die sich wider jede Vernunft im Gleichgewicht halten konnten, reckten ihre Finger nach uns. Inseln schimmerten vorüber. Wäre mir nicht alles egal gewesen, wäre nun vielleicht mein Leben an mir vorbeigezogen.

Auf der anderen Seite des Mittelgangs fingerte eine Frau im besten Alter fieberhaft an einem Kreuz, das sie um den Hals trug, und murmelte dabei mit tränenüberströmten Wangen ein Bittgebet an ihren Gott. Sie muss wie ich von auswärts gekommen sein. Die übrigen Passagiere konnten offensichtlich auf zahlreiche ähnliche Erfahrungen zurückblicken oder hatten zumindest tief ins Glas geschaut. Ich sah, wie sich ein Mann im Geschäftsanzug seinem Begleiter zuwandte und mit den Schultern zuckte, ein Grinsen im wettergegerbten Gesicht.

Dann wurde es noch schlimmer.

Offenbar waren wir in die Ausläufer des Jetstreams geraten – das Flugzeug kippte fast senkrecht zur Seite, Gläser und Becher flogen quer durch die Kabine, und wir sackten schneller und weiter ab denn je. In den drei langen Sekunden des freien Falls fand ich Zeit für drei Gedanken: Erstens, dass es vielleicht doch eine Art Karma gab und dass ich in diesem Fall eine ver-

dammt gesalzene Rechnung zu zahlen hätte; zweitens, dass ich lieber mal den letzten Schluck Whisky hätte trinken sollen, bevor das Glas vom Tisch abgehoben hatte; drittens, dass ich sterben würde.

Dieser Moment, diese Erkenntnis, dass das Ende naht, hat etwas Tröstliches an sich. Insbesondere dann, wenn einem nicht allzu viel am eigenen Überleben liegt. Drei Sekunden, um über begangene Fehler zu sinnieren und abzuwägen, welche man am meisten bereut. Aber unterm Strich hat der ganze Mist nicht die geringste Bedeutung.

Unser Flugzeug war in eine Art Abgrund gestürzt, doch auch der hatte irgendwann ein Ende, und so brachte der Pilot das Ding wieder auf Kurs, allerdings vermutlich auf Kurs geradewegs in die Hölle. Die Frau auf der anderen Gangseite erlitt einen hysterischen Anfall, während die Inselbewohner bloß lachten, sofern sie sich überhaupt zu einer Reaktion hinreißen ließen. Der Mehrzahl war es geschickt gelungen, sowohl ihre Schnapsgläser als auch die treuen Flachmänner mit dem Nachschub festzuhalten. Mit einem Wink bat ein Mann im grauen Anzug mit schief sitzender Krawatte eine festgegurte Stewardess, ihm Wodka nachzuschenken. Als diese verneinte, zuckte er nur mit den Schultern, gleichermaßen einsichtig wie enttäuscht.

Im Gegensatz zu den Färingern fehlte mir der feste Glaube, dass die Sache schon irgendwie glattgehen würde, doch das war mir gleichgültig, so gleichgültig wie ihnen einfach alles zu sein schien.

Dafür stellte ich fest, dass ich über das Pro und Contra von Tod oder Bier nachdachte. Eine Entscheidung, die nicht ich zu treffen hatte, doch so konnte ich mir immerhin die Zeit vertreiben, derweil Schicksal und Wind die Angelegenheit unter sich ausmachten. Tod oder Bier? Wäre es besser, auf diesem Flug umzukommen oder aber die Färöer zu erreichen, wo es an-

geblich besonders gutes Bier gab? Beides hatte seine Vorzüge, wobei der Tod nur etwas für Drückeberger war und ich mich schlecht dafür entscheiden konnte, ohne einen Flieger voller vermeintlich unschuldiger Menschen mit mir zu reißen. Im Bett war ich nie besonders groß gewesen, und obwohl es sich angeboten hätte, jetzt damit anzufangen, wäre es doch arg vorwitzig gewesen, ein göttliches Eingreifen zu fordern, nur damit ich ein paar Pints kippen konnte. Aber das war ohnehin egal, denn ich war nicht gläubig. Ich glaubte an nichts.

Trotzdem, sagte ich mir, wäre die Entscheidung gegen den Tod ein Ja zum Leben. Ein leises Echo von Irvine Welshs *Train-spotting* hallte durch meinen Kopf: Sag Ja zum Leben. Sag Ja zum Bier. Sag Ja zum Tod. Oder schließ meinetwegen die Augen und warte ab, bis deine Gewissensbisse deine ganze kleine, beschissene Existenz zerkaut haben und du an den Brocken erstickst. Sag einfach Ja zu irgendwas.

Doch wie es sich ergab, blieb mir die Entscheidung tatsächlich erspart. Aus der Nebelsuppe tauchte etwas auf, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Landebahn hatte, und als uns der Wind beim dritten Versuch freundlicherweise in einen passenden Anflugwinkel versetzte, gelang es dem Piloten gegen jede Wahrscheinlichkeit, die Maschine auf Linie mit der Piste zu halten.

Der Erdboden raste uns entgegen, mit einem mehrfachen Holpern prallten die Räder auf den Asphalt, dazu ertönte das Kreischen einer Todesfee. Eine einzelne Stimme brüllte ein triumphales »*Føroyar!*«, bevor spärlicher Höflichkeitsapplaus durch die Kabine plätscherte, ein entferntes Echo einer doch völlig anderen Welt, des bierseligen Geklatsches bei der Landung eines Ferienfliegers von Glasgow nach Spanien.

Die anderen waren zu Hause angekommen, und ich war hier. Jetzt war wohl kein guter Zeitpunkt, um mich zu fragen, was ich eigentlich hier wollte.

Die Straße von Vágur nach Tórshavn schlängelte sich durch eine grüne Landschaft, der Regen strömte nur so über die Busfenster. Ohne Vorwarnung tauchten hin und wieder Weiler aus höchstens einem Dutzend Häuser auf, aus quadratischen, verwitterten und meist von den Elementen geschwärzten Bauten, die stets auf die See ausgerichtet waren. Geradezu optimal, vermutete ich, um Ausschau zu halten nach der nächsten Woge schlechten Wetters, die heranrauschte, um die Inselbewohner zu drangsalieren.

Nirgends Menschen. Keine einzige Seele auf oder neben der Straße. Dafür sah ich Schafe, und nicht zu knapp. Ich sah Seevögel. Ich sah Pferde. Ich sah sogar ein braunes Aufblitzen auf einem grünen Hügel, ein Schneehase, der über die niedrigeren Hänge flitzte. Nur Menschen sah ich nicht.

Plötzlich tauchte die Straße in die Tiefe ab, der Bus bretterte ein steiles Gefälle hinab in den schwarzen Schlund eines Tunnels. Obwohl ich im Internet gelesen hatte, dass viele der achtzehn Inseln des Archipels durch Unterseetunnel verbunden waren, traf mich dieser Abstecher unvorbereitet. Binnen Sekunden fuhren wir unterhalb des Atlantiks durch einen in harten Stein gehauenen Höhlengang. So weit das Auge reichte, wühlte sich der Stollen in gerader Linie vorwärts, als schoben wir uns durch den Körper einer gigantischen Schlange. Ich bewegte mich durch einen Tunnel ohne Licht am Ende – eine Erfahrung, die mir frustrierend bekannt vorkam.

Endlich, ganz allmählich, stieg die Straße wieder an, machte eine Biegung, und mit einem Ächzen schossen wir aus dem zweiten Maul der zweiköpfigen Schlange auf die nächste Insel.

Diese Prozedur wiederholte sich einige Male. Manchmal kreuzten wir eine Insel nur für wenige Minuten, bevor wir uns erneut vom Meer verschlingen ließen und teils Kilometer unter der Wasseroberfläche verbrachten. Andernorts wurde inselgehüpft, hier wurde inselgewühlt.

Über Tage präsentierte sich die Landschaft als rasch vorbeiziehende Orgie aus Grün- und Brauntönen im Dämmerlicht, ab und an durchbrochen von ein wenig Rostrot. Überall mit grauen Steinen gepunktete Hänge, durchsetzt von trägen Bächen, die sich von den Spitzen hinab zur Ebene ergossen. Durch den Nebel des Sprühregens schimmerte regelmäßig das gleißende Weiß von Wasserfällen, die sich von höheren Berggipfeln hinabstürzten, um sich bald wieder mit der See zu vereinigen. Die Landschaft war ein Schlachtfeld widerstreitender Kräfte: Erde und Wasser kollidierten miteinander, und wohin man auch blickte, sah man die Opfer dieses Kriegs. Kaum ein Quadratmeter Berghang trug keine Narben, keine Spuren von Regen und Flüssen.

Wir fuhren parallel zu Fjorden, gegenüber von grünen Hügeln, die bedrohlich zu uns hinüberstarrten, ihre Spitzen bekranzt von tief hängenden Wolken. Riss der Nebel auf, sah man Hügel über Hügel und Gipfel über Gipfel, das endlos dahinrollende Werk gefräßiger Vulkankräfte, längst bewachsen von Wiesen. Wo die Fjorde oder das Meer natürliche Buchten bildeten, sprenkelten Häuser das Ufer, von den Gegebenheiten begünstigte Ansiedlungen.

Vor dieser Kulisse drängten sich die ersten Vorboten einer stadtähnlichen Zusammenballung umso unverschämter ins Blickfeld: eine Kfz-Werkstadt, ein Geschäft, ein Tohuwabohu aus Wegweisern, in dichten Reihen gestaffelte Häuser, die Flutlichter eines Fußballstadions, Industrieanlagen, Zebrastreifen und Bürogebäude. Der Bus schlitterte um eine Ringstraße, katapultierte sich von einem Kreisverkehr in eine Linkskurve und lud uns auf einer betonierten Fläche ab, worauf sich die vom Regengeplätscher gefleckten Schatten eines Fährhafens abzeichneten.

Willkommen in Tórshavn.

Ich stand auf dem Parkplatz, meine beiden Taschen neben

mir, leicht zitternd in der Kälte dieses sogenannten Sommerabends, während sich der Regen beinahe horizontal gegen mein Gesicht warf. Meine Mitreisenden stapften zu wartenden Autos und Taxis, und Sekunden später war ich allein. Doch ich hatte die Abgeschiedenheit gesucht. Wer wäre ich gewesen, mich jetzt zu beklagen?

Nach einem nicht mal fünfminütigen Fußmarsch befand ich mich im Stadtzentrum und vor dem Hotel Tórshavn, einem hohen roten Gebäude am Fuß eines steilen Hügels, nur ein paar Meter entfernt von einem anderen Teil des Hafens. Dies sollte mein neues Zuhause sein, bis ich ein dauerhaftes Dach über dem Kopf gefunden hatte.

Drinnen schüttelte ich mir die Regentropfen von der Jacke und deponierte meine Taschen vor dem Empfang. Der Rezeptionist, ein schlanker junger Mann mit dunklem Haar, lächelte höflich und erkundigte sich, ob er mir behilflich sein könne. Als ich ihm erklärte, dass ich ein Einzelzimmer gebucht habe, fing er an, die Reservierungen durchzublättern.

»Ihr Name, bitte?«

»Callum. John Callum.«

»Ah, hier stehen Sie ja. Machen Sie in Tórshavn Urlaub, oder sind Sie auf Geschäftsreise hier, Mr. Callum?«

»Weder noch. Ich will hier leben.«

Der Blick des Rezeptionisten hob sich von seinem Papierkram. Er betrachtete mich argwöhnisch. »Wirklich?«

Das Zimmer war winzig, aber zweckmäßig eingerichtet. Ein mittelbreites, an den Rand geschobenes Bett, wo es jedoch irgendwo auf halber Strecke in der Leere hing, ohne abschließende Wand oder Kopfstütze am oberen Ende. Die Tür des schmalen Schrankes krachte gegen den an der Wand angebrachten Fernseher. Alles war mit einem Handgriff zu erreichen, ohne dass man sich dazu auch nur einen Schritt hätte bewegen müssen. Die Fenster erstreckten sich über die ge-

samte Länge der Außenfront – kein herausragendes Kunststück angesichts der Größe des Zimmers –, und trotz der späten Stunde fiel noch immer trübes Licht ins Innere. Ich zog die Verdunkelungsvorhänge zu, um mir einbilden zu können, es wäre Nacht, und schenkte mir ein großzügiges Glas des Malt ein, den ich auf dem Weg durch den Flughafen besorgt hatte. Nach einem Spielfilm im Fernsehen und wiederholtem Griff zur Whiskyflasche fand ich etwas Schlaf, meine 1,89 Meter irgendwie in das zu kurz geratene Bett geklemmt.

Gefühlte fünf Minuten später wachte ich wieder auf. Ein Hämmern an der Wand hatte mich aus dem Schlaf gerissen. Ich hockte aufrecht im Bett, und während mir noch der Kopf schwirrte, blickten sich meine Augen suchend um. Wo zur Hölle war ich? In meinem Mund lag der saure Geschmack von Worten, die eben erst auf meiner Zunge verendet waren, eines abrupt unterbrochenen und bereits vergessenen Satzes. Nass geschwitzt, orientierungslos und schwer atmend saß ich da, mein Kreislauf im Schockzustand, erholte mich erst allmählich und fragte mich, was hier eigentlich los war.

Mein angestregtes Schweigen brachte das zornige Hallo von nebenan schließlich zum Verstummen. Eine letzte Beschwerde wurde durch die Wand gebrüllt, ein einzelnes wütendes Wort in einer fremden Sprache, vermutlich kein Gutenachtwunsch oder sonst wie freundlicher Gruß. Mit meinem Schlaf und dem wie auch immer gearteten Albtraum, den er mir geschenkt hatte, war es vorbei.

Als ich aufstand und die Vorhänge zurückzog, musste ich zu meiner Verärgerung feststellen, dass der Tag bereits angebrochen war. Es sollte ein langer Tag werden.

Also torkelte ich in die Dusche und erduldete die Nadelstiche des heißen Wassers, zog mir Klamotten über und verließ das Zimmer. Der Rezeptionist blickte irritiert auf, als ich durch die automatische Tür auf die Straßen Tórshavns trat.

Ich ging, wohin der Wind mich trug. Eine verlassene Straße hinauf, die nächste verlassene Straße hinunter durch das vernieselte Tageslicht, immer auf der Suche, ohne zu wissen wonach. In der Stadt herrschte eine gespenstische Atmosphäre, eine Einsamkeit, die weder von Autos noch von Menschen gestört wurde, was meine Verwirrung noch zusätzlich steigerte.

Als ich vor dem Fenster eines Geschäfts stehen blieb, das vor Ort angefertigte Strickwaren feilbot, sah ich über einer Auswahl an grob gestrickten Pullovern eine große weiße Uhr an der Wand hängen. Es war halb drei in der Nacht.

Ich begriff, dass der Tag noch lange nicht angebrochen war, und mir wurde schwer ums Herz.

Doch auch wenn mein Lebensmut schwächelte, meine Beine hatten noch Kraft. Ich lief weiter.

Kapitel | 3

Ich lief tagelang. Zwar nicht pausenlos, doch es kam mir tatsächlich so vor. Unterbrochen wurden meine Wanderungen lediglich durch Mahlzeiten und kurze Nächte zerfaserten Schlafs, kaum für anderes. In den Lokalzeitungen *Vikublaðið*, *Dimmalætting* und *Sosialurin*, deren Redaktionsräume unmittelbar gegenüber meinem Hotel lagen, fanden sich Stellenanzeigen, die aber wenig überraschend auf Färöisch abgefasst waren, und die paar Anrufe, die ich tätigte, führten nirgendwohin. Also lief ich weiter.

Ich lief, bis die frische Luft sämtliche Spinnweben aus meinem Geist geblasen hatte, abgesehen von jenen in den tiefsten Schlupfwinkeln. Wind und Regen stürmten auf mich ein, reinigten mich. Ich lief und ließ den Blick schweifen. Den Menschen ging ich so weit wie möglich aus dem Weg.

In meiner schlechten Laune erinnerte mich Tórshavn an Fischereihäfen an der schottischen Ostküste, an Orte wie Anstruther und Pittenweem. Und zwar an einem Dienstag. In den Achtzigerjahren. Wenn alle Läden geschlossen hatten und alle Mann nach Hause gegangen waren. Selbst mir, der ich aus Glasgow stammte, erschien die Stadt deprimierend grau. Ich lief durch einen beharrlichen Nieselregen, der einem die Seele zerfraß, bis man sich nur noch einen tüchtigen Regenschauer herbeiwünschte, der die Sache endlich über die Bühne brachte. Doch es nieselte einfach immer weiter. Ein Weltklassenieselregen.

Ich wanderte durch Úti á Reyni, den ältesten Teil der Stadt, auf einem Felsvorsprung am Hafen gelegen. Graue Steinfinger deuteten hinaus in den Nordatlantik, besetzt von bemer-

kenswerten, schwarz geteerten Puppenhäuschen mit weißen Fenstern und Grassodendächern. Einige dieser Eigenheime stammten noch aus dem 14. Jahrhundert und waren bis heute bewohnt geblieben, winzige Behausungen, die sich um enge, mit Trittsteinen gepflasterte und von Gras durchwucherte Gassen drängten, nicht breiter als die Spannweite meiner Arme. Den Hang hinab Richtung Meer wichen sie dann ehemaligen Warenlagern, die blutrot gestrichen an der Wasserkante balancierten – diese Gegend nannte sich Tinganes, und die einstigen Warenlager dienten inzwischen als Regierungsgebäude. Manche hatten grüne Wellblechdächer, andere waren gekrönt von den traditionellen Grasdecken, die nur durch das Wirken eines unerschrockenen Gärtners in Schuss gehalten werden konnten. Mittendrin, gegenüber einer abgedeckten Slipanlage, die direkt hinab in den dunklen Atlantik führte, befand sich ein bescheidenes Bauwerk mit einer Tafel, die es als Sitz des Ministerpräsidenten auswies.

Es kostete nicht besonders viel Zeit, mir die Stadt einzuprägen: der Westhafen vor der Tür meines Hotels, wo eine Reihe bunter Häuser über Liegeplätzen mit einem Gewühl aus weißen Jachten und Fischerbooten thronte; vorbei an der weiß gestrichenen Domkirche oben auf der Anhöhe, der Herrin über alles, was ihr zu Füßen lag; weiter durch die Gassen am Rande Tinganes'; vorbei am Café Natúr, an seinen verlockenden Lichtern und Alkoholika, hinauf ins Hügelland, vorbei an Geschäften und Hotels und Wasserfällen. Ich lief einfach immer weiter, den Kragen hochgeklappt, den Kopf gesenkt, ohne irgendeinen Menschen zu behelligen.

An anderen Tagen stieg ich hoch in die umliegenden Hügel, wo keine klar erkennbare Grenzlinie mehr zu finden war, an der die Wolkendecke begonnen oder geendet hätte – hier oben wurde man vom bloßen Herumstehen nass, selbst wenn es offenbar gerade nicht regnete. Ich wanderte durch hohes Hei-

deland und stieß auf eine unfertige Kirche, der man dasselbe gewünscht hätte wie den regengetränkten Inseln generell: ein Dach.

Auf meinen Trecks durch die Hügel leisteten mir nur die Rufe der Dreizehenmöwen und das Kreischen der Eissturmvögel Gesellschaft, schrill krähende Varianten von Wagner- und Sousa-Kompositionen, die das Vorrücken der Zeit und den Wandel des Terrains markierten. Sonst gab es hier nichts. Alle Gedanken an ein Leben vor Tórshavn verbannte ich aus meinem Kopf.

Erst nach zwei Wochen der Wanderschaft gelang es ein paar Erinnerungen, sich an meinem Schutzwall vorbeizuschleichen. Hoch oben im Heideland über dem Hotel Føroyar trug der Wind meinen Geist fort, zurück in eine andere Zeit und an einen Ort, wo ich mich für das Falsche und gegen das Richtige entschieden hatte, wo ich zugelassen hatte, dass ich von der Gewalt verschlungen, kontrolliert, nach ihrem Bild geformt wurde. Und als ich daran dachte, starb in mir erneut ein kleines Stück meiner selbst ab, wie immer, wenn die Erinnerung nach oben drängte. Also schloss ich das Fenster in meinem Kopf, durch das die Vergangenheit hereingeweht worden war, und verriegelte es sorgfältig.

Ich glaube, nur einen Wimpernschlag später registrierte ich erstmals eine Bewegung über mir, und nur Sekunden darauf hörte ich das aggressive, laut krächzende *Teck-Teck* wenige Zentimeter neben meinem Ohr. Instinktiv duckte ich mich. Irgendetwas strich über meinen Kopf und schwang sich wieder nach oben. Wiederum Sekunden darauf bemerkte ich hinter mir das nächste Krächzen, vermischt mit einem Rascheln und Summen im Wind. Zusammengekauert stolperte ich ins Gras, und ein breiter Schatten trudelte vorüber.

Als ich mich vorsichtig aufrichtete, sah ich hoch über mir zwei große Vögel kreisen. Der eine steuerte nach links, der an-

dere nach rechts. Doch während meine Augen noch versuchten, beide Flugbahnen im Blick zu behalten, verschwand der eine Vogel plötzlich, und ehe ich mich's versah, hatte er sich in die Tiefe gestürzt und raste geradewegs auf mich zu. In den paar Sekunden, die ich benötigte, um mich erneut zu ducken, nahm ich wahr, dass seine Flügelspannweite mehr als einen Meter betrug, wenn nicht gar anderthalb Meter. Seine dunklen Augen starrten mir grimmig entgegen, sein massiger brauner, tonnenförmiger Brustkorb, sein Hakenschnabel und seine scharfen Klauen unterstrichen seine barbarischen Absichten. Der andere Vogel folgte unmittelbar dahinter, die Krallen ausgefahren, um mich zu packen, den Schnabel zum Schrei geöffnet. Im letzten Moment riss ich die Arme hoch und parierte die Attacke.

Ich hatte mich ausreichend informiert, um zu wissen, dass es sich um Skuas handelte – Kreaturen, denen ein schlimmer Ruf vorauselte, Banditen der Lüfte, die andere Vögel im Flug attackierten, ihnen ihre Beute abjagten, sie sogar töteten. Es war bekannt, dass sie Mutterschafe und Lämmer angriffen und extrem territorial waren. Der eine Skua ging schon wieder in die Offensive, am höchsten Punkt seines Aufwärtsschwungs setzte er zum Sturzflug an, die Klauen vorgereckt. Ich konnte noch seitlich ausweichen, doch da hatte ich bereits seinen Kumpfen im Gesicht, der auf meinen schützenden Arm einhackte.

Wieder stürmten sie heran. Und wieder. Sie kreischten, kratzten, kniffen. Sie gaben alles, um mich irgendwie den Hügel hinunterzutreiben.

In Whiteinch, wo wir aufgewachsen waren, hatte mein Dad Tauben gehalten und gezüchtet. Er schickte sie auch bei einigen Wettflügen ins Rennen, doch sie flogen nie so schnell oder weit, dass sie besonders viele Rosetten oder Pokale heimgebracht hätten. Nach der Schule durfte ich die Tauben füttern, und schließlich erkannte ich jede einzelne an ihrer Gefie-

derzeichnung und ihrem Ruf. Nur ob ein Tier Männchen oder Weibchen war, ließ sich nicht ausmachen – bis sie Küken hatten, die behütet werden wollten. War es so weit, versuchten die Weibchen prompt, einem die Fingerspitzen abzubeißen oder ins Gesicht zu fliegen. Dann musste man sich vorsehen.

Ich begriff, dass die Skuas nur zum Angriff übergangen, weil sich irgendwo hier, auf der ebenen Erde, über die ich lief, ein Nest befand. Sie beschützten ihre Familie.

Diese Vögel waren verpflichtet, sich um die ihnen Anvertrauten zu kümmern. Ihr Instinkt befahl ihnen, sie um jeden Preis vor Unheil zu bewahren. Sie kannten keine Pflichtvernachlässigung. Sie würden weiter attackieren und verteidigen. Sie waren hier im Recht, ich war im Unrecht.

Mir war bewusst, wie leicht es gewesen wäre, mir einen der Vögel zu greifen, wenn er an mir vorbeiflog. Ihn am Flügel oder am Bein festzuhalten, bis ich seinen Hals zu fassen bekam. Es wäre ein Kinderspiel, seinen Schnabel auf Abstand zu halten, während sich meine Hand um die dürre Kehle schloss, und wenn ich dann die Federn unter den Fingern spürte, wüsste ich, dass zwischen ihnen nur verletzliches Gewebe und zerbrechliche Knochen wären. Meine Hände wären zu stark für den dünnen Hals, meine Finger absolut in der Lage, ihn zu quetschen, zu biegen, zu brechen, bis ich alles Leben aus ihm herausgewürgt hätte.

Meine Gewalt wäre zu viel für das Wenige, das die kleinen Skuas ihr entgegensetzen könnten. Ich könnte erst dem einen den Hals umdrehen, dann dem anderen. Doch die Erinnerung an Brutalität und Schuld hielt mich davon ab. Bis heute zahlte ich den Preis für das, was ich getan hatte, und ich brachte es nicht über mich, diesen Vögeln Leid zuzufügen, die nur ihre Jungen beschützen wollten.

Stattdessen stellte ich mich aufrecht hin, breitete die Arme in bittender Geste aus und ließ sie kommen.

Meine Augen zuckten nach rechts und links, sahen braune Schatten durch den Rand meines Blickfelds huschen. Ich hielt die Lider geöffnet, solange es mein Mut zuließ, und presste sie erst aufeinander, als mich die Schatten beinahe erreicht hatten.

Der erste Vogel war bereits in meinem Gesicht oder dicht davor. Ich zuckte zurück und spürte, wie mir ein Windhauch entgegenschlug, knochige Flügel und weich kitzelnde Federn auf meiner Haut, ein scharfer Krallenkratzer an meiner Wange. Streitlustiges Krähen schrillte von Ohr zu Ohr, und der erdige, honigsüße Duft des Tiers stieg mir in die Nase.

Mein Instinkt ermahnte mich weiterhin, mich zu ducken, mich zur Wehr zu setzen – oder die animalischere Variante: den Gegner zu töten. Doch ich blieb stehen, kämpfte nicht gegen den Vogel, sondern gegen meinen inneren Trieb. Der Skua genoss den Freiraum, den ich ihm gewährte, und hackte munter auf mich ein. Bis mir plötzlich die Luft aus der Lunge geprügelt wurde und meine Sinne einen Salto schlugen.

Ein massiges Gewicht prallte gegen meinen Nacken, ich kippte benommen nach vorn und klatschte der Länge nach hin. Vor meinen eben noch fest geschlossenen Augen schimmerte von Sternen gesprenkelte Schwärze. Halb blind und völlig wirr im Kopf, stemmte ich mich auf die Knie, wie besoffen vom Schwindelgefühl. Neben mir auf dem Boden, offenbar genauso benebelt wie ich, lag der zweite Skua.

Vermutlich hatte der Vogel gedacht, ich würde mich unter seiner rasenden Attacke hinwegducken. Er hatte nicht mit meiner Opferhaltung gerechnet und war deshalb mit voller Wucht von hinten in mich hineingekracht. Sein Sinnesapparat hatte die Kollision keinen Deut besser überstanden als meiner. Bemitleidenswert flatternd, versuchte er, sich wieder aufzurichten.

Doch schon wieder näherte sich ein Donnerrollen. Der Kumpan des Vogels warf sich erneut mit Vehemenz ins Getüm-

mel, rauschte mit kratzenden Krallen und spitzem Schnabel in die Tiefe und erfüllte die Luft mit größtmöglichem Schrecken.

Der Angreifer stieß sich von mir ab, flog einen Bogen und schmiss sich in die nächste Attacke. Inzwischen war der verletzte Vogel an seine Seite zurückgekehrt – zwei kaum voneinander zu unterscheidende, zornige Schatten jagten auf mich herab wie Racheengel, und als sie sich näherten, breitete ich wieder die Arme aus und erwartete ihr Urteil. Es ereilte mich in Form einer Tracht Prügel durch vorwurfsvoll peitschende Flügel und eines groben Wangenkusses, der das Blut strömen ließ.

Das genügte. Ich wollte die Strafe, die mir gebührte, doch der körperliche Schmerz zwang mich zum demütigen Rückzug. Als die Vögel abermals angriffen, duckte ich mich endlich und hob die Arme, erstens um mich zu schützen, zweitens zum Zeichen meiner Kapitulation. Ich machte kehrt und lief den Hügel hinunter, hoch über mir das Kreischen der Skuas, ein Triumphgekräh, das mich ultimativ aufforderte, zu meinesgleichen zurückzukehren. Wer auch immer meinesgleichen war.

Kapitel | 4

Ich befinde mich im tiefsten Traum. Ich weiß, dass ich nicht wach bin, dass das alles nicht wirklich geschieht, denn Liam Dornan ist anwesend. Liam Dornan lebt. Doch ich bin zu weit hinabgesunken in diesen bodenlosen Schrecken, ich kann nicht mehr hinausklettern. Im vollen Bewusstsein, dass nichts davon real sein kann, muss ich dennoch zusehen, wie sich das Geschehen entwickelt.

Liam sitzt in der Mitte des Zimmers, um seinen Tisch hat sich die restliche Klasse versammelt, und alle reden sie. Alle ignorieren sie mich, als wäre ich gar nicht da. Vielleicht bin ich es wirklich nicht, nicht im eigentlichen Sinne. Liam redet lauter und überschwänglicher als alle anderen. Er zeigt mit dem Finger, er ruft, flucht, zieht andere Kids auf, stellt die Schwächeren bloß, prahlt vor den Mädchen.

Ich will nicht, dass sie so einen Lärm machen. Das wird Ärger geben, und ich will keinen Ärger. Ich bitte sie, ruhig zu sein, doch sie hören mich nicht mal, ich bin ja nicht da. Ich rufe. Rufe lauter. Sie lachen immer weiter. Ich spüre, wie sich der Zorn in mir anstaut, der Frust. Jetzt schreie ich sie an. Hört auf damit! Wir müssen doch mit unserer Arbeit vorankommen. Du hast sie angestachelt, Liam Dornan! Bring du sie dazu, damit aufzuhören! Sofort! Aber Liam hört nicht auf. Die anderen auch nicht.

Nein, offenbar bin ich doch da, denn jetzt starrt Liam mich an. Trotzig, spöttisch. Ich kann ihm nichts anhaben, das weiß er genau. Dieses Schmunzeln. Dieses Feixen. Dieses dreiste Grinsen. Er lacht immer lauter, immer ausdauernder.

Ich schnappe mir Bücher und werfe sie, werfe sie nach Liam, nach Liam und den anderen. Alle Bücher im Klassenzimmer,

alle Bücher in der ganzen Schule werden plötzlich mit aller Gewalt auf die Kids geschleudert. Eine Lawine aus Wörtern geht nieder, und trotzdem stehen sie immer noch da und lachen und scherzen, gleichgültig gegenüber sämtlichen Wurfgeschossen. Besonders Liam. Liam saugt meine Attacken in sich auf, er wächst an ihnen, labt sich an meinem Frust, weil er weiß, dass er den Sieg davontragen wird. Ich werfe Tische um und kippe Stühle, ich stelle das Zimmer auf den Kopf, doch als ich mich umschaue, sitzen sie alle wieder auf ihren Plätzen und lachen.

Und im Herzen des Gelächters, im Auge des Sturms, sitzt Liam Dornan. Ich weiß nicht, wie er es anstellt, doch hinter meinem Rücken räumt er all die Möbel, die vielen Tische und Stühle zurück an ihren Platz. Meine Wut steigert sich immer weiter, ich spüre, wie sie anschwillt. Ich weiß, dass es keinen Liam Dornan geben sollte, geben darf.

Ich gehe auf ihn zu, vollkommen unbemerkt von den anderen marschiere ich zu seinem Tisch. Nur Liam sieht mich kommen. Er blickt auf. Dann wirft er den Kopf in den Nacken und lacht. Ein Lärm, der auf meine Ohren einhämmert und alles andere übertönt. Ich höre nur noch Liams Gelächter.

Doch da schaue ich genauer hin. Liam blutet ja. Wie konnte ich das bisher übersehen? Über seine Wange rinnt Blut. Blut aus einem Messerschnitt knapp unterhalb seines linken Auges. Auf der rechten Seite hat er eine weitere Wunde, einen Ritzer vom Ohr bis zur Lippe. Auch aus einer Verletzung, die rechts an seiner Nase vorbeiführt und seine Oberlippe zerteilt, strömt Blut. Ich entdecke ein Dutzend Schnitte, zwei Dutzend, drei. Sein Hemd hat sich mit roter Farbe vollgesogen, mit einer klebrigen Feuchtigkeit, die einen übermächtigen Gestank verströmt. Doch Liam scheint keine Notiz davon zu nehmen. Er hockt nur auf seinem Platz und lacht, gluckst aus voller Kehle. Inzwischen hat sich sein Gesicht über und über rot gefärbt, abgesehen vom Weiß seiner Zähne, ist jeder Zentimeter übergossen von Blut.

Als ich rückwärts davonstolpere, kichert Liam, verspottet mich. Ich rufe etwas, aber er hört mich einfach nicht. Da gebe ich auf, kehre ihm den Rücken zu und gehe.

Ich höre ihn noch immer, doch jetzt lacht Liam nicht mehr. Jetzt schreit er. Ich blicke an mir herab. Meine Hände sind voller Blut.

Kapitel | 5

Ab einem bestimmten Punkt ist jedermanns Bedarf an Frischluft gedeckt. Irgendwann machte sie mich müde – mit tatkräftiger Unterstützung des Regens – und zwang mich, im Café Natúr Zuflucht zu suchen. Das warme orangefarbene Schimmern hinter der dunklen Holzfassade der Bar hatte schon Abend für Abend nach mir gerufen, ein wispernder Sirenengesang, dem ich nun nicht mehr widerstehen konnte.

Die Sirenen hatten nicht zu viel versprochen. Im Inneren des Café Natúr fand sich alles, was einem draußen verwehrt blieb. Zwischen rohen Holzböden und vertäfelten Wänden hallte das unaufdringliche Gemurmel einer gut gelaunten Gesellschaft hin und her, die Einrichtung wirkte schlicht und reduziert. Obwohl ich mich nur ungern unters Volk mischte, war es ein eigentümlich schönes Gefühl, mal wieder unter Leuten zu sein.

Die Mauer neben der Theke wurde von einer großen, alten Uhr mit vergilbtem Ziffernblatt dominiert, und an allen Wänden reihten sich Schwarz-Weiß-Fotografien und Gemälde des alten Tórshavn aneinander: Fischer im Hafen, Männer in Overalls, Waschfrauen, Boote, eine Parade der British Army durch die Straßen der Stadt. Ich erkannte die jeweiligen Schauplätze wieder. Abgesehen von der Mode, hatte sich nicht viel verändert.

In der Mitte des Raums streckten sich Stützbalken vom Boden bis zur Decke. Wenn man bedachte, dass auf den ganzen Färöern nur eine Handvoll Bäume wuchsen, hatte sich das Café Natúr deutlich mehr einverleibt, als ihm zustand.

Die Regalbretter hinter der Theke bildeten einen markanten Kontrast zum restlichen Pub. Angestrahlt von modisch-violetter Hintergrundbeleuchtung, standen dort Flaschen mit teurem Wodka, Sambuca und anderen Spirituosen, und in einer Vitrine lag ein von Chelsea-Spielern signierter Fußball, gleich neben einer Flasche Tullamore Dew.

Ich zählte die Zapfhähne durch, kam auf elf Fassbiere und sandte ein stummes Dankesgebet zum Himmel. Die Biersorten stammten offensichtlich aus der Gegend, von Brauereien wie Föroya Bjór und Okkara, und hießen Gull, Black Sheep, Porter, Klassic oder Rinkusteinur.

Ein junger Bursche mit verstrubbeltem braunen Haar und Nirvana-Shirt lächelte mich über die Theke hinweg an und erkundigte sich nach meinen Wünschen. »*Bjór, takk*«, antwortete ich im schönsten Färöisch, das ich zustande brachte. Mehr färöische Vokabeln kannte ich noch nicht, aber praktischerweise konnte *takk* als »bitte« und »danke« herhalten. Damit sollte ich vorerst durchkommen.

Nachdem der Bursche mir ein Klassic gezapft hatte, fragte er mich, ob es noch irgendetwas anderes sein dürfe. Jedenfalls tippte ich darauf, dass er mir diese Frage stellte, denn aus übertriebenem Wohlwollen überschätzte er meine Kenntnisse seiner Muttersprache maßlos. Als ich ins Stottern geriet, wiederholte er die Frage in makellosem Englisch.

Der Bursche hieß Oli, und gemeinsam bestritten wir meine erste echte Unterhaltung seit meiner Ankunft in Tórshavn. Von meiner Seite aus nahm der Dialog nur zögerlich seinen Lauf. Ich wusste, dass Barkeeper – genau wie Taxifahrer, Friseur und Journalisten – in der Kunst geschult sind, andere Menschen auszuforschen und zugleich kaum etwas über sich selbst preiszugeben. Ein unfaires Geschäft, das mir nicht besonders verlockend erschien.

»Also, woher kommst du?«, fragte Oli mich.

»Aus Schottland.«

»Cool. Woher da? Aus den Highlands?«

»Nein. Aus Glasgow.«

»Ah, verstehe. Rangers oder Celtic?«

Ich stöhnte. »Partick Thistle.«

Oli machte ein verwirrtes Gesicht. »Gibt's den Verein echt? Oder sagt man das nur so, wenn man nicht verraten will, für wen man wirklich ist?«

Schlauer Bursche. »Beides.«

»Okay ... also, wie lange bleibst du in Tórshavn?«

Die Antwort auf diese Frage würde nur weitere Fragen provozieren. Andererseits konnte ich ihr nicht ewig aus dem Weg gehen, wollte ich doch auf den Färöern sesshaft werden. Ich versuchte es mit einem Ausweichmanöver. »Ich bin mir noch nicht sicher. Auf jeden Fall eine Weile. Will mir einen Job suchen, falls es einen gibt.«

Oli betrachtete mich genauso überrascht wie der Rezeptionist an meinem ersten Abend im Hotel. Und er gab dieselbe Antwort. »Wirklich?«

»Ja, wirklich.«

»Okay. Und wie gefällt es dir bisher?«

»Es ist nass.«

Oli lachte. »Ja. Auf den Färöern regnet es dreihundert Tage im Jahr.«

»Nur? Ich dachte, es wären mehr.«

»Das kommt einem bloß so vor. Habt ihr viel gutes Wetter in Schottland? Hätte ich jetzt auch nicht gedacht.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, kein gutes Wetter. Bloß weniger Wetter.«

Er grinste. »Man gewöhnt sich ziemlich schnell daran. Was soll man auch machen? Wir nehmen unsere Autos als Regenschirme her, und wenn es zu stürmisch wird, bleiben wir zu Hause. Alles kein Problem. So ist halt die Natur.«

»Stimmt schon. Ich bin wohl einfach noch nicht so weit.«

Oli wandte sich ab, um einen anderen Gast zu begrüßen, einen Mann über fünfzig, vielleicht auch über sechzig, mit schütterem, an den Seiten kurz geschorenem weißen Haar und weißem Bart im Hippie-Stil. »Hey, Tummas. Hvussu gongur?«

Der Mann nickte und antwortete mit leiser Stimme. »Gongst væl, Oli. Gongst væl.«

Ohne Aufforderung zapfte der Barkeeper dem Neuankömmling ein Pint Gull und nahm dafür einen Geldschein entgegen. Bier war teuer auf den Inseln, wie alles andere auch.

»Also, was arbeitest du so?«, fragte Oli mich, während er seinem Gast das Wechselgeld herausgab.

Gute Frage, dachte ich mir. Meiner eigentlichen Arbeit, meiner früheren Arbeit, könnte ich nie wieder nachgehen, und das tat weh.

»Was so anfällt«, antwortete ich. Es war die Wahrheit, wenn auch nicht die ganze Wahrheit. Der kürzlich eingetroffene Gast, der gerade an seinem frisch gezapften Bier schlürfte, hielt inne und kniff die Augen zusammen, als er meinen Akzent registrierte. »Ich hab ein Händchen für vieles. Weißt du von irgendwelchen Jobs?«

Der Barkeeper dachte ein paar Sekunden nach und zuckte mit den Schultern. »Ja, vielleicht. Es gibt schon Jobs. Außer man hat was gegen harte Arbeit.«

»Ich habe nichts gegen harte Arbeit.«

»Okay, dann werde ich mich erkundigen. Kommst du wieder her?«

Ich griff zu meinem Glas und nahm einen tiefen Schluck Klassik. Ein dunkles, kühles, malziges Bier. »Oh ja. Ich komme wieder.«

Damit war meine Jungfernkonzversation beendet, und ich suchte mir einen Stuhl an einem Holztisch, mit dem Rücken zur Wand – der ideale Platz, um zu beobachten, ohne selbst

beobachtet zu werden. Das war ein Tick von mir: Ich wollte nie mit dem Rücken zum Raum sitzen, eine Mischung aus Paranoia und Selbsterhaltungstrieb. Beim Pokern hatte Wild Bill Hickok stets mit dem Rücken zur Wand gesessen, bis er eines Tages im Nuttal & Mann's Saloon in Deadwood in den Black Hills von Dakota gespielt hatte. An diesem Tag hatte er eine Kugel in den Hinterkopf bekommen, und ich wollte verdammt noch mal sicherstellen, dass es mir nicht genauso erging.

Von den Gästen des Café Natúr, so fair muss man sein, war allerdings keine tödliche Attacke zu erwarten.

An einem Tisch hockten drei junge Kerle, die mürrisch in ihre Pints starrten und sich nur gelegentlich mit harmlosen, ja wirklich erstaunlich zaghaften Gesten austauschten. An einem anderen Tisch hielt eine Gruppe älterer Herren einen wilden Schwatz, doch auch ihnen war beim besten Willen keine Handgreiflichkeit zuzutrauen. Mir gegenüber saßen drei junge Frauen, die die Köpfe über hohe Cocktailgläser beugten und ununterbrochen kicherten. Eine von ihnen, eine hübsche Dunkelhaarige mit einer unerhörten Achtzigerjahre-Haartolle unter einem Porkpie-Hut, schaute herüber, sah mir in die Augen und maß mich mit dem Blick, ehe sie sich wieder ihren plaudernden Freundinnen zuwandte.

Tummas, der Mann, der kurz nach mir hereingekommen war, saß allein in der Zwischenecke und beaufsichtigte das Treiben unterhalb von ihm. Beziehungsweise beaufsichtigte er mich. Er hockte zurückgelehnt auf seinem Stuhl, in Lederweste über weißem T-Shirt, dazu blaue Jeans und eine Art Cowboystiefel, schluckte sein Pint und blickte dabei auf mich herab. Vielleicht hatte er nie zuvor einen Schotten reden gehört. Ich drehte mich zur Seite. Sollte er doch meinen Hinterkopf anstarren.

Trotz Tummas' prüfendem Blick hatte das Kneipengeschehen auffallend wenig Bedrohliches an sich, keine Spur der latenten Angriffslust, vor der ich mich in einem Glasgower Pub

instinktiv in Acht genommen hätte. Vielleicht ist es bloß eine Frage der Gewohnheit oder der Erfahrung, wie rasch sich eine lebhaft Diskussions zum hitzigen Streit auswachsen kann. Oder vielleicht verbringen manche Menschen schlicht zu viel Zeit in Pubs, wo es ratsam ist, mit dem Rücken zur Wand zu sitzen. Tórshavn war kein Deadwood.

Ich leerte mein Classic, ersetzte es durch ein Pint Gull und begab mich wieder auf meinen sicheren Beobachtungsposten. Durch das Fenster am anderen Ende des Raums, hinter der Holzterasse, die hinauf ins Obergeschoss führte, war der Hafen zu sehen, schaukelnde weiße Boote und die roten, grasgedeckten Häuser von Tinganes, die mir durch die Nieselschwaden hindurch zuzwinkerten. Geschützt vor der Nässe und gewärmt vom Kribbeln des Biers in meinem Magen, bewunderte ich voller Widerwillen die hübsche Aussicht. Dachte man sich den Regen weg und auch den Wind, waren die Färöer wirklich schön, es ließ sich nicht bestreiten. Anscheinend war das Bier hochprozentiger als angenommen.

Auf einmal wurde das Idyll durch eine laute Stimme vom gegenüberliegenden Tisch gestört. Als ich mich umwandte, sah ich das dunkelhaarige Mädchen mit der Tolle ausschweifend gestikulieren, ihr ganzer Körper in erboster Bewegung. Die Angesprochene, ein kurz gewachsenes Mädchen mit langem blondem Haar, saß zwar mit dem Rücken zu mir, aber an ihren ausgebreiteten Armen und nach oben gekehrten Handflächen war zu erkennen, dass sie sich entweder entschuldigen wollte oder einfach nicht begreifen konnte, womit sie sich diese Schelte verdient hatte.

Was auch immer den Streit ausgelöst hatte, er war offenbar aus dem Nichts aufgeflammt. Noch Sekunden zuvor hatten die drei einträchtig lachend an ihren Drinks genippt, jetzt befanden sie sich im Kriegszustand. Mir war klar, dass ich lieber nicht hinüberschauen sollte, doch die Dunkelhaarige übte eine

seltene, fast hypnotische Wirkung auf mich aus. Ihre grünen Augen loderten, bohrten sich zornig in ihre Freundin. Dann sah ich, wie ihre Hand hervorschnellte und der anderen ins Gesicht klatschte.

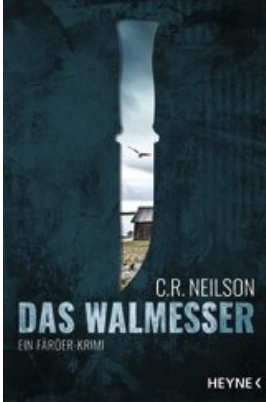
Ein Knall schallte durch den kleinen Pub, das scharfe Krachen von Haut auf Haut.

Die Dunkelhaarige, die die Ohrfeige ausgeteilt hatte, saß erstarrt auf ihrem Platz, nur ihr Unterkiefer bewegte sich, klapperte langsam nach unten, als verstünde sie nicht, was sie da getan hatte. Das dritte Mädchen schlug sich die Hand vor den Mund, die Augen weit aufgerissen.

Eine sekundenlange Ewigkeit hockten die drei wie benommen beieinander, bis die ersten lautlosen Tränen über die Wangen des Mädchens mit der Haartolle rollten. Dadurch brach ein kollektiver Damm, und Augenblicke später heulten alle drei und umarmten sich über den Tisch hinweg, um sich zu entschuldigen, um einander zu verzeihen und zu trösten.

Kurz darauf fiel den Mädchen offenbar wieder ein, dass sie hier nicht unter sich waren. Sie sahen sich zwischen ihrem Publikum um, was sie zunächst zu einem ausgiebigen Kicheranfall animierte und dann dazu, rasch ihre Drinks zu leeren. Sie standen auf und schlichen peinlich berührt zur Tür, in einen Mantel der Scham gehüllt – bis auf die Dunkelhaarige, die sich vor ihrem Abgang noch einmal umdrehte und den übrigen Gästen einen aufsässigen Blick zuwarf. Vielleicht waren wir doch in Deadwood, und Calamity Jane trug eine schwarze Tolle und einen Porkpie-Hut.

Als die drei verschwunden waren, atmete ich durch und setzte meine Menschenstudien fort, wohl wissend, dass die vermutlich interessanteste Kundschaft soeben das Natúr verlassen hatte. Mich faszinierte, wie rasant die Stimmung der Dunkelhaarigen umgeschlagen war. Als hätte sie einen Schalter von



C. R. Neilson

Das Walmesser

Ein Färöer-Krimi

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-41967-4

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2016

Fremd auf den Färöern. Blut an den Händen.

Eine kleine Inselgruppe im Nordatlantik. Dreihundert Tage im Jahr Regen. Die Menschen leben von Fischfang, Schafzucht und der Jagd auf Grindwale. Wer freiwillig hierherkommt, ist anderswo vor etwas geflohen. Dass er seine Vergangenheit nicht einfach hinter sich lassen kann, erkennt John Callum erst, als er eines Morgens auf einem Steinklotz im Hafen erwacht - ohne Erinnerung an den letzten Abend, aber mit einem blutigen Messer in seiner Tasche. Und in der färöischen Hauptstadt Tórshavn gibt es an diesem Tag nur ein Gesprächsthema: den Mord.



[Der Titel im Katalog](#)